

Meine Frau lügt niemals.

Von
Georg Strelitzer.

(Nachdruck verboten.)

Man kann über die Wahrheitsliebe der anderen Frauen denken und erzählen, was man will, daß sie falsch, heuchlerisch, hinterlistig und täuschend sind. Für meine Frau aber heße ich ein. Die lügt niemals! Sie ist einfach abnormal!

Nur mit ihrem Alter nimmt sie es nicht so genau. Da werden in letzter Zeit gern ein paar Zäpfchen abgeföhrt. Und wenn sie das Essen etwas angebrannt hat, dann schreit sie es mir dem ruhigen Gewissen der Welt auf unsere Köpfe. Und wenn sie ein neues Kleid in der Auslage bestaunt, dann hat sie auf einmal nichts anzuziehen, obwohl sie genau weiß, daß sieben Kleiderstücke in der Wohnung vor Schloßman aller Kategorien hängen. Und wenn ich einmal meine Weste anfühle, da hat sie plötzlich schon fünf Stunden Mühsal und kann den Rauch nicht vertagen.

Und wenn sich ein Besuch einfindet, den sie zur Umwechslung nicht aussetzen kann, dann sagt sie mit heiliger Strenge, sie sei hocherfreut und könne sich vor Glück und Wiedersehensfreude gar nicht fassen.

Und wenn ich frage, was ich für neuer Hut folter, dann irrt sie sich regelmäßig mindestens um die Hälfte — bis die Bedienung präferiert wird und ich ohnmächtig vom Stuhle falle.

Und wenn wir um 7 Uhr ins Theater gehen sollen und es ist schon halb acht und sie mit dem Ankleiden noch immer nicht fertig ist, dann sagt sie einfach, die Uhr geht um eine Stunde vor. Aber wenn sie es wieder einmal eilig hat und ich bin nicht gleich zur Stelle, dann behauptet sie hell und fest, die Uhr geht zurück und wir werden zu spät kommen.

Und wenn sie ärgerlich ist und etwas blau ist, dann sagt sie, es ist grün. Und wenn es rot ist, behauptet sie, es ist braun. Und wenn überhaupt nichts zu sehen ist, dann will sie doch immer etwas gesehen haben. Und wenn wir einen Streit miteinander hatten, dann gesteht sie empört, sie hätte mich nie geliebt, obgleich wir uns angeblich aus Liebe geheiratet haben. Aber wenn sie anderes Mal wieder etwas von mir haben will, dann berichtet sie mir in den schönsten Tönen, ich sei ihr einziger Schwarm und wäre es immer gewesen.

Und wenn sie nie manchmal auf die Infonsequenzen ihrer Aussagen aufmerksam werde, in aller Höflichkeit natürlich, denn die Großartigkeit ist mir jünger, dann fängt sie mit üblicher Sicherheit zu weinen an. Und wenn sie schließlich dabei Worte findet, dann vermischt sie sich in Widersprüche.

Aber sonst — das kann ich bezeugen — lügt meine Frau niemals!

Freizeit.

Von
Marie von Sunken.

(Nachdruck verboten.)

Auf dem Bahnsteig der Untergrundbahn, auf den Bänken der Elektrischen, hinter dem Abendstisch, vor der Kappermaschine — überall sieht man festlich gebrauchte Besucher. Von der weißen Wulst treten strahlendes Brauntrot, ohne Schen und Scham, den Halsansatz, den Arm, und in den Augen liegt etwas Freudiges und Besetztes, liegt ein Abglanz von Wald und Wiese, von Berg und See. Denn diese große Schar durste, ihres Alltags entledigt, sich als Wohlgefühle in der Natur ergehen.

Gefühlsdicht mit Leichtsinnigen bunten Bändern ...

Roman von
Fred Reilus.

(Copyright 1921 by „Der Neue Zeitungs-Roman“, Leipzig.)

14. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Tag um Tag schief das Gewissen mehr ein. Mehr und mehr schloß die Gewohnheit das Bedenken zurück. Gefühlsdicht mit Leichtsinnigen bunten Bändern zog Kurt keines Wegs...

„Ab und an aber koppte die Neue ans Herz. Das war, wenn Mutters ihm schrieb.“

„Angehören, sei brav. Denke an die Zukunft — an dich — und an uns. Die Zeit ist so bitter schwer. Schaffe dir eine Position. Wie soll ich die Augen schließen, wenn ich weiß, Du bist nicht vorgerat.“

„Ja — dann doch wohl die Neue heran — die Scham. Aber der Leichtsinn ist schon — heidi! — tot.“

„Mein Gott — ich bin doch jung.“ „Ehrlich sagt doch bald fort.“ „Ich arbeite doch.“ „Es wird... Ich arbeite mich ein.“

Und Mr schrieb Mutters von seinem Erfolg. Die Königsberger „Hartung'sche Zeitung“ hatte als erste einen kleinen Beitrag von ihm gebracht. Zwar zusammengegriffen und getrübt, daß dem geistigen Erzeuger vor Mut sein die Augen trübten. Aber der Kerger verdicht. Der Stolz blieb: er war gedruckt — literarisch bewährt. Bei dieser Ehre hatte Kurt's Seimattische und Wehmu die Feder geföhrt. Es war für Westpreußens Perle — Joppol — der letzte Gruß. Und es lag etwas drin in dem kleinen Ding — das fühlte er selbst. Auf Gellers hat ich geschrieben die Skizze ab. Sandte sie außer an die „Hartung'sche“, an die „Tanziger Wochen Nachrichten“ und die „Gibinger Zeitung“. Die letztere druckte es bald nach der „Hartung'schen“ ab. Ja — das war also immerhin was. Name Reilus hatte geklärt.

Am letzten Sonnabend war er erfuhr in der „Hartung'schen Zeitung“ gedruckt. Es war sein genealogisches Debüt. Er hatte den Artikel ganz kurz geföhrt. Das P...

Das ist ein neues demokratisches Glück dieser Zeit, die sonst uns soviel eraubt hat, uns so viel bestrahlt, erschwert und betrübt. Vergessen wir es nicht: dies ist neues demokratisches Recht. Was in der so bannen Schicht selbstverständlich erschien: und moßn geht Ihre diesjährige Reise? diese ehemalige Bevorgung ist überaus erweiterten Kreisen zugänglich geworden. Leider noch nicht allen. Aber weit größere Schichten als je zuvor dürfen auf diese Zeit der Freiheit, der Naturmäßigkeit, des Wohlstandes und der Freude, sie werden nunmehr wie demalte Theaterleiwand im Tageslicht. „Geholten Sie sich gut“, wurde auch diesen freudig vor der Arbeit gemahnt. Gewiß, die Gesundheitschancen salten mächtig ausgenutzt werden, ihnen soll eine Stärkung zu Teil werden, ein Jugendbrot, eine Quelle der Kraft. Aber das streift nur über dem Augen dieser Zeit, das Glück über die Wochen nicht über dem Augen einer Kur, über einer ärztlichen Verordnung, einer Gesundheitsvorschrift. Im freien Leben bedeutet Mühsal zum wahren Dasein; die Unnatur der Großstadt ist verschwunden, über den Baumblüthen erhebt sich in der Morgenfrühe die Sonne, langsam vergeht der feuchte Silberflaum der Wiesen, von den Heubäusen steigt der Duft empor. Schon das Krähen des Hahnes, das Surren der Tauben ist eine Erregung, weckt einen Widerhall in der sich unbenutzt, geheimnisvoll verwehenden, Empfindung. Es ist der Sieg der Poesie über den Alltag.

Neman weiß, was Einem in den frostbaren Wochen bevorsteht wird: vielleicht nur untergehende Zwischenfälle, vielleicht unvermutete Abenteuer, vielleicht werden es aufreißende Erlebnisse sein. Dann die Norm des Sehens ist durchbrochen: nicht länger ist man einer Natur zugeteilt, hat einer raktlos sich abspinnenden Maßlinie. Man ist Einzelwesen wieder geworden und unermessliche Möglichkeiten breiten sich aus, raktlos, aufnahmefähig, dankerfüllt sieht diese der Stadt, dem Berufsgetriebe Entnommen der uralten, lächelnden, mahnenben, bereichernden Natur gegenüber.

Nicht nur Gattin und Töchter des Prinzipals durften den Winter über farbige Bläne schmüden und im Sommer aufgeregt freudig ihre Vorbereitungen treffen; nicht nur diese, auch der Buchhalterin, auch der Bedienerin wurde die Reisefreude mit ihrer Anregung, mit ihrer Kraftbegierung, mit ihrem Schöpfungsstimmung zuteil.

Das ist demokratisches Entschloß, das ist weittragendes Geschenk des demokratischen Gedankens.

Der Fall des Dichters Depinot.

Von
Erwin G. Kainaster.

(Nachdruck verboten.)

Es soll hier berichtet werden, wie der Dichter Jean Baptiste Depinot durch einen Trug, auf dem er sein Leben aufbaute, zu breitem Ansehen kam und die Liebe seiner Frau wiedergewann. Er war ein Literat aus jenem Frankreich, das sich in einer eben erlungenen Raffinität sonnte und dessen Künstler eifrig den Vorbildern, welche ihnen den Weg weisen hatten, nachstrebten. Depinots Abgott nur war Raie, den er so grenzenlos liebte, daß er aus eigener Machtbefugnis seinen ehrfamen Aufnahmen Prosper gegen Racines Bornamen Jean Baptiste verlaufte. Wenn er gehofft hatte, durch diese Korrektur einen Schimmer von dem glanzvollen Ruhm des Meisters auf sich zu lenken, so sah er sich getäuscht. Seine Tragödien, Sonette und Madrigale wurden kaum beachtet oder gelesen; sein Theater wollte ihm die Pforten öffnen. Die Salons

freilich, in denen er seine Verse rezitierte, bestimmten ihn durch ihren Beifall zum Ausparken in seinem selbstlosen Dichtertum; und vor allem war aus Liebe zu seiner Gattin entschlossen, den Kranz, der sich ihm nicht meigen wollte, doch noch zu erringen...

Aber damit beginnt unsere Geschichte.

Er war vermählt mit einer Pariser Kaufmannstochter. Sie hieß Denise, war ein außerordentlich schönes, blondes schlantes Mädchen und neigte stets zu einer romantischen Schwärmerie, die sie bestimmt haben mochte, die Werbung des nicht eben ansehnlichen Depinot anzunehmen. Ihren Glauben an sein Künstlertum vermaßte nichts zu erschüttern, und seine amourenen Verse und die Pathetik seiner Dramen erquickten ihn in der Tat als hohe und erste Leistungen, an denen das Publikum sich mit seiner verständigsten Gleichgültigkeit verhielt.

Was Depinot betraf, so hing er an einer Frau mit Leidenschaft. Es schmeichelte seine Eitelkeit, ihre Schönheit und Anmut sein eigene nennen zu dürfen, und die Vermutung ist nicht von der Hand zu weisen, daß er in seinen poetischen Bemühungen nur wegen des Glaubens, den er bei ihr fand, nicht erlahmte. Denn ihm selbst, wenn er ganz ehrlich sein sollte, war das Vertrauen an seinen Beruf nachdrücklich abhandeln gekommen; und vielleicht wäre er sogar geneigt gewesen, einzuräumen, daß in seinem ganzen vergesslichen Kampfe um Ruhm nicht das Publikum, sondern er selbst im Unrecht gewesen, wenn diesem ehrlichen Bekenntnis nicht Raouie im Wege gestanden hätte.

Er wußte sehr wohl, daß sie nicht irgendeinen Prosper Depinot, sondern den Dichter Jean Baptiste Depinot geheiratet hatte. In dem Augenblick, wo ihr Traum von seiner Größe zerfiel, mußte ihre Liebe einen entscheidenden Stoß bekommen. So war er, der zu einer gewissen Schicklichkeit hinneigte, gequemen, weiterhin Madrigale, Sonette und Trägden zu verfassen, von denen die Welt nichts wissen wollte, die ihm aber doch alle Mühsal dadurch aufwog, daß Raouie ihm um den Hals fiel und verzüßerte, sie glaubte an sein Künstlertum so gewiß, als die Menschheit ihm dereinst alle Nichtachtung durch desto strahlenden Ruhm vergelten würde.

Wie hierher unterscheidet sich der Fall des Dichters Depinot in nichts von ähnlichen Tragikomödien der Liebe und Eitelkeit, und wahrscheinlich hätte Depinot in fruchtlosem Kampfe seine Tage beschloßen, wenn das Schicksal nicht das groteske Pläne mit ihm vorgehabt hätte. Er war befreundet mit einem jungen Dichter Bernot, der erfolgreich war und er genoß von, da er wenigstens mit einem Werke auf die Bühne gelangte. Depinot war ehrlich genug, um sich einzulassen, daß Bernot ihn an Begabung übertraf; zudem war er zu unheimlich, um sich zu empfinden. Er vertrat sich mit dem Jüngeren vortrefflich, und Bernot kam oft in sein Haus, wo er der schönen Raouie in distanter Bezeugung seine Huldigung zu Füßen legte.

Man weiß, daß damals viele Dichter Frankreichs eifrig zum Throne aufstiegen. Je weniger einer gelehrt hatte, desto heißer hoffte er, die Gnade des Königs werde ihm den Weg zu Glanz und Ruhm ebnen. Bernot und Depinot machten darin keine Ausnahme; nur gab Bernot seiner Liebe und Bezeugung für den Hof auch noch flammenden Ausdruck, als am Horizont schon erste dunke Wolken die kommende Revolution ankündigten. Depinot, frei von dem fanatischen Ehrgeiz des andern, war vornehmer und zurückhaltender.

Die Revolution kam, sie tobte mit ihren Volksmengen durch die Gassen von Paris, und Depinot, unter deren Tugenden der Mut nie an oberer Stelle gestanden hatte, hielt sich ängstlich in seinem Hause verborgen und horchte mit jedem neuen Tag hinaus, ob der Sturm nicht bald verpuffen würde. Allen die Anzeichen dafür schienen gering.

In diesen Wochen tauchte Bernot auf, und er stand so unverschämten im Zimmer, daß Depinot erschrak. Er brachte ein

wurde weiß. Traufen vor dem Hofgärtner Tor auf der Rennbahn Caroulinhof arbeiten schon Zwei- und Dreijährige den ersten Galopp.

Der heile edle Sport...

Dem alten Reitersmann wärnte sich das Herz, weitete sich die Brust, wenn er mit dem Trainer die Boxer der Ställe durchschritt. Den eblen Faub und Wellblättern irig; er wehmütig über Kruppe und Hals. Er dünkte sich unglücklich und arm, wenn die Stallungen mit die Ragen ausfakten, das Rot im Gänsemarsch aus dem Hofe schlenderte. Wie war die letzte Zeit, da auch er in aller Herzgottsfrühe schon im Sattel saß, so un- wiederbringlich fern!

Während die Jungens von der Morgenarbeit draußen an den Wällen die Tiere im langen Trabe bewegten, schritt er mit dem Trainer über die Bahn. Weilit und Notizbuch zur Hand merkte er auf, was der ihm über die einzelnen Fälle an Nachrichten gab.

Auf dem grünen Rasen schimmerte glitzernd Reif und Tau. Die Arbeitsleute aber hatte weichen förnigen Sand. Das Rot Pferde kreiste um kurz dann unaufföhrlich im Schritt. Zu zweien und dreien nahm der Trainer die Pferde heraus. Vieh sie in genau zugemessenen Reprisen über Streden der Bahn. Hier und da wurden ein paar Pferde auch über die Sprünge entandt. Bis Oftern war es noch weit. Die Tiere waren noch lange nicht „fit.“

Gleich nach seiner Rückkehr zu Haus schrieb Kurt dann nieder, was er drangehen gesehen. Bis Mittag um 12 Uhr mußte das Manuskript auf die Redaktion.

Eines Mittags, als er seinen Sportbericht an Geleert übergab, blügelte ihm der listig zu...

„Dudmüher...“

Und als Herrs Wiene fragte, wiederholte er nur: „Dudmüher Sie...“

„Aber Geleert, warum?“

„Ja hab sie geleert.“

„Wen?“

Der brave Geleert nahm ein Vinea. Lat müßend und kühl es hatigend auf den Tisch.

Patel, ein Bündel Papiere, ein Manuskript, und es erwieb sich, daß es sich um sein neues Drama handelte, das er Pepinot zur Aufbebung bringen wollte. Denn ihm selbst war man auf der Spur, wie er erzählt, er war in der letzten Zeit wieder politisch herangezogen und spielte den Pariser Boden unter seinen Füßen heiß werden. Bis sich der Volkszustand gelegt hatte, wollte er sich in Sicherheit bringen, und er hätte niemand gewußt, der wichtiger als Pepinot gewesen wäre. Inzwischen sein neues Werk zu verwahren. „Oh, es ist mein größtes, mein bestes!“ sagte er, „es wird mich berühmt machen werden!“ Seine Augen flammten, er war schon in dieser Begeisterung. Dann fiel die Tür hinter ihm zu.

Pepinot blieb seiner Freundschaft nicht schuldig. Er erwartete das Manuskript sorgfältig, hütete es ängstlich und wartete auf die Rückkehr Vernots. Darüber gingen Wochen hin, die Monate reiften sich zu Jahren, dem Wohlfahrtsausschuß folgte das Direktorium, dem Direktorium das Konulat. Vernot kam nicht. Pepinot wurde nachgerade an den Schläfen ein wenig grau, sein Gang zur Behaglichkeit nahm zu, und mehr denn je leuchtete er unter dem furchtbaren Zwange des Dichtens. Heute dagegen schienen die Jahre nichts anzuhaben, sie wurde schöner, voller, blühender. Aber Pepinot schien es, als würde sie allmählich miträuchelt gegen seine Kunst, als hätten sie die langen Jahre fruchtlosen Ringens in ihrem Glanz wunden gemacht. War sie zur Einsicht gekommen, daß Jean Baptiste Vernot doch nur Prosopopee war? Jedenfalls: Pepinot litt unter der Ralte seiner Gattin unglücklich. In dieser Stimmung tat er jenen verhängnisvollen Schritt. Immer noch war das Manuskript Vernots in seiner Verwahrung. Und Vernot schien nicht mehr zurückkehren zu wollen. Ob ihn hatte Pepinot das Werk gelesen, und seine Güte, sein edles Feuer hatten ihn geblendet. Nun, da der Freund verfallen blieb — was mochte in jenen furchtbaren Tagen sein Schicksal gewesen sein? — konnte er einer Verführung, die er ein paarmal schon hatte niederzupfen müssen, nicht mehr widerstehen. Er reichte das Drama als seine eigene Schöpfung dem Theater ein.

Und das Glück, das sich seinem eignen Schaffen so hartnäckig entgegen hatte, stellte sich in der Tat ein. Die Tragödie wurde angenommen. Das Wunderbare geschah, daß er sich des Diebstahls, des unglücklichen Betruges nicht einmal mit voller Deutlichkeit bewußt wurde. Das Glück, mit dessen Namen endlich den sichtbaren Erfolg verknüpft zu sehen, blendete ihn. Er sah die süßen leinen Frau sich strahlen und lächeln, daß er für diese Bild tausend Verbrechen begangen hätte. Er erlebte den Triumph, daß Schmeißler die Rollen eines Stüdes überdient, das seinen Namen trug. Und dann kam der Abend der Aufführung, wo er zitternd und bleich unter den Zuschauern lag, den Druck von Bouffes Hand fühlte und von einem Bewußtsein umbräutet wurde.

Wer ermitte seinen Zustand? Das Drama war im Munde der Leute, man wies auf Racine hin, auf den vergötterten großen Jean Baptiste Vernot war berüchtigt. Die Sonne lag hell auf ihm. Bouffe aber wurde vollends eine andere, ihre Ralte fiel ab, nie hätte sie so fit ihn geglaubt wie in diesem wunderbaren Augenblick.

Man muß die Liebe Pepinots zu seiner schönen Frau ganz verstehen, um zu begreifen, wie glücklich er auch in seinem Trauze war. Es gab Stunden, wo wie eine banger Alp das Bewußtsein ihm befiel, was er getan, ihm bedrückte. Es kam vor, daß er bei dem Gedanken, Vernot hätte zurückkehren und das verfluchte Gewebe seines Ruhmes zerreißen, nachts aus dem Schlafe schrie. Aber der Rausch, sich bekannt und geehrt zu haben, der Stolz der geliebten Frau, die Erkenntnis, daß er durch diesen Erfolg die Engländer wieder zu sich zurückgerissen hätte, bekämpfte alles.

Die Ehe Pepinots mit Bouffe, die nun die Erfüllung ihrer künftigen Träume gefunden hatte, wurde wieder eine vollkommen glückliche. Jahre gingen, aber kein neues Werk reifte, das Pepinots Erfolg bestätigt hätte. Das Publikum war anfangs ungeduldig, dann beglückte es sich, und da Pepinot hartnäckig setzte und schickte, so geriet sein Name allmählich wieder in Vergessenheit.

Allen Bouffe sollte diesen Abstieg nicht mehr erleben. Die schöne Frau schien, als der Traum vom Ruhme Pepinots verwirklicht war, die Aufgabe ihres Lebens erfüllt zu sehen. Als man den Namen des Dichters noch nannte, als noch kein Vergessen sich auf ihn niederschleifte, stand sie.

Pepinot betrachtete sie schmerzlich, seinem Dasein war der der Inhalt genommen. Er zog sich noch mehr vom Getriebe

der Welt zurück, lebte der Erinnerung an die Tote und seinen behaglichen Liebhabereien, und nun, da der Stolz und Ehrgeiz Bouffes nicht mehr mächtig hinter ihm stand, erlachte er vollständig. Dem Publikum wurde er fremd, sein Stück verfiel von den Theatern, und er selbst überwand jene Episode seines Daseins so vollkommen, daß kaum noch das Bewußtsein eines Irretums, sondern nur der starrliche Nachklang der widererwartenden Liebe seiner Gattin in ihm lebendig blieb. Als er hochalt war, war er ein Verschollener.

In seinem Testament freilich hatte er für die Nachwelt die Geschichte des Betruges, auf dem sich sein Dasein aufbaute, aufgeschrieben. Niemand wird kaum zu diesem Bekannten getrieben haben. Niemand wird lediglich ein kümmerlich ehrbares Bestreben maßgebend gewesen sein, wenngleich nachträglich den glänzenden Glanz von sich abzulassen und als der zu erscheinen, der er getrieben sein gewesen wäre. Dieses Testament war wieder mit seinem guten Namen Prosper Vernot unterzeichnet, und als es vom Notar, dem Wundte der Verstorbenen entsprechend, den Zeitungen übergeben wurde, tobte für Tage ein Sturm der Entrüstung durch die Welt, und der Name des verschollenen, vergessenen Dichters war wieder mit einer Sensation verknüpft. Dann vererbte auch dieser Sturm, und der Fall des Dichters Jean Baptiste Vernot war endgültig erledigt.

Jahrbuch des Norddeutschen Lloyd.

Wieder liegt ein stattlicher Band des Jahrbuches des Norddeutschen Lloyd vor, das in ähnlicher Weise wie seine Vorgänger die Entwicklung der Dinge auf dem Gebiete der Seefahrt und den deutschen Wirtschaftszweigen, wie sie sich im letzten Jahre gestaltet hat, zu schildern versucht. Es muß anerkannt werden, daß der Norddeutsche Lloyd auch in diesem Kriegsjahre die seinen Betrieb z. Z. lahmgelegten und z. T. in andere Bahnen lenkten, die regelmäßige, Veröffentlichung seines Jahrbuches fortsetzte und damit der Öffentlichkeit Gelegenheit gegeben hat, sich über die wichtigsten Ereignisse und den Stand seines Betriebes auf dem Laufenden zu erhalten, soweit dies nicht durch besondere Darlegungen und gelegentliche Mitteilungen in der Presse möglich war. Die während der Kriegsjahre erschienenen Jahrbücher tragen im Wesentlichen den Charakter einer ausführlichen Kriegsgeschichte, während die letzten Jahrgänge sich mit den schwerwiegenden Folgen des Krieges für die deutsche Seefahrt beschäftigen. Das geschieht auch noch in dem jetzt vorliegenden Bande, der gleichzeitig erkennen läßt, daß die deutsche Seefahrt nach Kriegsende nicht, wie ihre friedliche Tätigkeit im Interesse des Gesamtverkehrs des deutschen Vaterlandes wieder aufzunehmen. Einleitend wird der Hoffnung Ausdruck verliehen, daß die Jahrbücher des Norddeutschen Lloyd künftig ihres Charakters als „Kriegsjahrbücher“ entkleidet und wieder, wie einst, der Verkehrstatung über gegenwärtige Friedensarbeit nutzbar gemacht werden können. Innerlästliche Voraussetzungen hierfür sind jedoch, wie besonders betont wird, daß die Nation der durch die Folgen des Krieges und insbesondere durch den Verlust der deutschen Handelsflotte schwer getroffenen Reederei ihre volle Unterstützung nach jeder Richtung hin zu leisten werden läßt und der Seehandlung ihr nicht weitere Vorkünfte auferlegt, die zu tragen ihre Kräfte überlegen würde.

Was den Inhalt des mit gewöhnlicher Sorgfalt gehaltenen neuen Jahrbuches betrifft, so schildert der jetzige Präsident des Norddeutschen Lloyd, Herr Philipp Heineken, die Lage der deutschen Seefahrt im Rahmen der allgemeinen wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse, wie sie sich im Laufe des letzten Jahres gestaltet. Eine sehr interessante Abhandlung von Dr. Hans M. v. G. beschäftigt sich mit der Seefahrt und Schiffahrtspolitik der Vereinigten Staaten von Amerika. Ein weiterer Aufsatz enthält eine Darstellung des britischen Schiffsverkehrs in den Kriegs- und Nachkriegsjahren. Der Syndikus des Bremer Kanalvereins, Dr. F. J. J. bespricht die Projekte für die Kanalverbindung zwischen

*) Jahrbuch des Norddeutschen Lloyd 1920/21. Die deutsche Seefahrt unter besonderer Berücksichtigung des Norddeutschen Lloyd und die Folgen des Krieges. 320 Seiten, mit vielen Bildern, Plänen und Skizzen. Bremen 1921. Kommissionsverlag Franz Beuwer, Bremen. Preis von 5. M. Ganzschilf. Preis 60 Mark.

Ein wenig Neugierde war rätselhaft da. Während Kurt die Haare strich, dachte er an das, was ihm Gellert erzählte: Eine hohle Lichtlagernde Wölfe. Warum eigentlich das? Schon auf dem Nachhausewege hatte ihn diese Frage gequält. Der Postbote brachte doch sonst die Briefe für Gellert ins Haus.

Und die Neugierde wuchs. Eifernd suchte er mal sein? Nein... Aber sein Blick lag wie hypnotisiert auf dem Brief. Dieser geheimnisvolle Brief da in der Tasche gewann nämlich magnetische Macht. Ob...? Nur den Umschlag mal sehn...? Wie unter einem Zwang fuhr seine Hand an den Brief. Er zog ihn hervor. Poststempel Berlin. Er drehte ihn um. Auf der Rückseite stand: Mittmeißer von Schwerin, Berlin-Wilmersdorf, Prinzregentenstraße 4.

Kurt war ihm alles egal. Er riß die Karte aus dem Kuvert. Los.

Du läst blonde Kap!

Für Deinen Brief von dort habe Dank! Also „Königsberg“ ist immer noch nett. Ich glaub's. Soweit die Welt heute überhaupt noch was taugt. Dörrfleisch sehn wir aus dort. Ich mache, wie wir in B. belprochen, auf der Zwickauer in Königsberg Station. Und hier kommenden Sonnabend da. Du schreibst, Du hast nur am Sonntag Zeit. Warum? Was ist das eigentlich für ein dummes Geschäft, in dem Du sehn bist? Läßt man Dich abends nicht frei? Oder...? Na — aber ich bin dick. Also am kommenden Sonntag dann um 12 Uhr vor dem Zentral. Bunklich sein, bitte! Ich schreibe bis dahin nicht mehr. Freue mich unmeiher auf Dich — und Deine Küsse... Bis dahin und Heil.

Dein Hans. Kurt hand zunächst starr. So also betrug sich dieses Weib! Der Herr von Schwerin hatte recht: die blonde Kap. Nach Kapenart innerlich falsch — äußerlich glatt. Ihm ging sie von vorn und dem Bart. Hinter dem Rücken lagte sie ihn aus. So geschah es ihm recht.

Norddeutschen Lloyd und den Weser- und Elbehäfen, während ein Betrag des Generaldirektors des Bremer Vereins für Aufschwung, so p. sich mit den wichtigsten Befreiungen Bremens zur Erlangung eines bestimmten Einkommens befaßt. Schließlich ist ein längerer Aufsatz der Entwicklung des Seefahrtswesens Norddeutsches Nordseegebiet, dessen Betrieb jetzt ausschließlich in den Händen einer von der Gemeinde Nordsee und dem Norddeutschen Lloyd gegründeten Betriebsgesellschaft liegt.

Im speziellen Teile des Jahrbuches sind zunächst die Jahresberichte des Norddeutschen Lloyd über die Jahre 1914-20 wiedergegeben, daran schließt sich eine ausführliche zusammenfassende Darstellung der weitestgehend Kriegsfürsorge des Norddeutschen Lloyd im gleichen Zeitraum, während ein weiterer Aufsatz den Vektor an Bord des nunmehr an den Feindbund abgetretenen Schiffs „Herzogin Cecilie“ führt und die strategische der Befahrung schildert, soweit dies nicht schon im Jahrbuch 1916/17 geschehen ist. Im dritten Teil des Buches wird über die Veränderungen im Aufschwung und Vorstand des Norddeutschen Lloyd berichtet. Angaben über die Organisation der Verwaltung des Norddeutschen Lloyd und ein Verzeichnis der wichtigsten Verordnungen der Gesellschaft im In- und Auslande bilden den Schluß.

Bunte Zeitung.

Früchte mit künstlichem Duft. Die Tatsache, daß der Geschmack einer Frucht sehr stark durch ihren Duft beeinflusst wird, hat geschädigte Obsthandler veranlaßt, gewisse Früchte, so besonders Äpfel, mit Nischthosen zu parfümieren. In England ist es z. B. ein ziemlich bekannter Brauch, Früchthölzchen mit getrockneten Holunderblüten, die eigens zu diesem Zweck in Luftbad verschönernden Gefäßen aufbewahrt werden, zu durchdunsten und zwar in der Weise, daß man die Äpfel ein paar Tage lang zwischen die Blüten legt, wodurch die Früchte einen ganz eigenartigen aromatischen Geschmack erhalten sollen. Äpfel sind überhaupt verhältnismäßig leicht zu parfümieren, so auch mit Vanille oder mit Waldmeister; ein sehr schweriges Problem bildet in dieser Hinsicht jedoch, wie ein Fachberichter schreibt, die Melone ihren Juchtern. Es ist nämlich sehr schwer, der Melone durch die Haut allein ein bestimmtes Aroma zu verleihen. Man verfuhrte jedoch durch Heiß- wie auch durch Kaltluftbehandlung der reifenden oder reifen Früchte ihr Aroma zu beeinflussen, doch war der hierdurch erzielte Geschmack zwar fein, aber nur wenig bemerkbar, und so kam man denn in Amerika auf den Gedanken, die Melonen durch fruchtiger wirkende Mittel zu aromatisieren. Und als das beste dieser Mittel hat sich schließlich die Sherry-Methode erwiesen. Man stellt die frisch gepflückte Melone mit einem Teil ihrer Rinde in ein Gefäß mit Sherry und läßt sie wenige Tage darin stehen. Die Schale gerinnt allerdings nur dann, wenn die Melone möglichst tief vor dem Wein aufsteigt; ist das aber der Fall, so erhält sie auf diese Weise einen außerordentlich feinen Wohlgeschmack.

Auch andere reife oder unreife Früchte sollen durch eine solche Weinbehandlung sehr an Geschmack gewinnen. Wer freilich die Frucht wegen ihrer Naturgeschichte liebt, wird auf diese Kunststücke gern verzichten und sich an dem Geschmack des natürlich duftenden Obstes nicht weniger erfreuen, als der Feinschmecker an seinen parfümierten Früchten.

Handlung und die innerdeutschen Familien. Der Präsident der Vereinigten Staaten fand kürzlich in einer illustrierten Zeitschrift die Abbildung eines eingewanderten Ehepaars aus der New Yorker City, namens Zaccachea, und seiner sechs zehnjährigen Kinder, und er berichte sich, um die glücklichen Eltern zu schreiben und sie seines besonderen Wohlwollens zu versichern. In dem Brief, den die stolze Mrs. Zaccachea vorzeigt, schreibt der Präsident, er sei selbst eins von acht Geschwistern gewesen, und seine Mutter habe sich bei einem Familienfest dahin geäußert, wenn sie wieder auf die Welt komme, wolle sie noch acht Kinder mehr haben. Das Saupfer der Familie Domenico, Zaccachea ist als Förster in dem großen New Yorker Warenhaus von Manacorta beschäftigt und mehrere erwachsene Kinder unterstützen den Vater bereits bei der Erhaltung seines vielköpfigen Haushalts, während andere auch den Schulen eine gute Ausbildung empfangen und bald auch Aussicht auf einträgliche Stellungen haben werden.

Ihm wurde flau — elastisch web. Eiserjucht? Kund das. Feibel — ja. Wer kommandiert denn dem Blut?

Aber schlimmer als das war die Scham. Die Scham! ... Als Trottel dastehn... Als Biot... Man berangerte sich. Und für wen? ... pöh!

Was nun? Kurt überlegte, den Brief in der Hand. Dann ging er zur Tür.

„Ehe — ach komm doch mal rein.“ In dem Ländelstübchen hausmütterlich allerleis — das jämole Gesicht von Dampf und Eier noch rot, kam sie heran.

„Na...? Schah, ich hab' keine Zeit. Das Essen brennt an. Mady' schnell.“

Kurt stand am Fenster mit dem Rücken zur Tür. Er drehte sich um. „Laß das Essen — komm her.“

Und dann: „Hier ist dein Brief. Was sagst Du dazu?“

„Welcher Brief?“ Es lang harmlos zunächst. Dann aber irte ihr Blick durch die Schlafantenn. Mit einem Satz war sie an der Elberstraße. Dob sie auf. „Alta...!“

„Ja. Heb Deine Sachen bitte etwas sorgfältiger auf. Sonst sieht man unwillkürlich hinein.“ Er stand jetzt zwischen der Tür. Sein Auge funkelte auf. „Alte dein Brief? Deine Beabsichtigung mit Herrn von Schwerin? Was sagst Du dazu?“

„Spion...“ Wie eine Raute ziffte sie auf. Ein Sprung — ein Griff. Der Brief war in ihrer Hand. Wieder wie ein Juden im Krampf. Die Schlafantenn schlug Kurt dicht vor der Nase ins Schloß. Aufschreitendes Schlagen dann — hysterisches Weinen drin.

Teufel... Ein grenzenlos dummes Gesicht bei Kurt. Was war das? Er kannte sich mit Frauen nicht aus. War boff.

Frau Raib klopte an. Die Köpfe brannten. Der Stuhl wäre gar... „Scheren Sie sich raus!“ — „Sie Raib,“ brummte er hinter ihre drein.

(1901 dunnj202)